

Bezüge - Preis
Für Halle und Umgebungen 2.50 A.
Für die Post bezogen 3.00 A.
Wöchentlich 75 Cts. halbjährlich 3.75 A.
jährlich 7.00 A.
Einzelhefte 10 Cts.

Sallesche Zeitung.

Anzeige - Gebühren
Für die langjährig bestellende Zeitungen
werden keine Gebühren erhoben.
Für die Anzeigen
werden die Gebühren nach
folgender Tabelle berechnet.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle
Halle, Sternstraße 67.

Halle a. S., Montag 17. Januar 1898.

Druckerei
Halle a. S., Sternstraße 67.

Schutz der Arbeitswilligen.

Der von sozialdemokratischer Seite ausgehende, in den letzten Jahren beträchtlich gesteigerte Terrorismus gegen solche Arbeiter, die arbeitswillig sind, um diejenigen von der Arbeit zu verhindern, hat längst die Überzeugung in weiten Kreisen verankert, daß der Reichstag einen verhängnisvollen Fehler begangen hat, als er den § 153 der von der Regierung im Jahre 1890 vorgelegten Gewerbeordnung wesentlich abmilderte und beschnitt.

Bezieht insbesondere nach den bisherigen Erfahrungen ein Bedürfnis, bei Ausländern arbeitswillige Personen gegen den Terrorismus der Ausländerigen und Agitatoren besser zu schützen und diejenigen zu strafen, welche, um Andere von der Aufnahme oder Fortsetzung der Arbeit abzuhalten, Bösen ausstellen, Arbeitsstätten, Zugänge zu denselben, öffentliche Straßen und Plätze (Wahlhöfe, Hofenplätze) überwachen; Arbeitswillige durch Reden oder Thatlichkeiten bedrängen, ihnen das Arbeitsgeräth rechtswidrig vorzuenthalten oder beiseite schaffen?

Einer gefälligen Aeusßerung darf ich so rechtzeitig entgegen sehen, daß nützlichem die weiteren Verhandlungen sich genug abgeschlossen werden können, um dem Reichstage bei seinem nächsten Zusammentreten eine neue Vorlage machen zu können. Wie fast nun der „Vorwärts“ diesen Plan, die Arbeitswilligen gegen den Terrorismus der zu Arbeitseinstellungen Gezwungenen, das heißt von den Organisatoren der Lohnbewegung zum Streit Gezwungenen, zu schützen, auf? Er schreibt, man wolle wieder dem Proletariat die einzige und letzte Waffe im Kampfe entreißen. Also das Vergewaltigen Arbeitswilliger ist eine Waffe, und zwar die einzige und letzte Waffe im Kampfe! Der „Vorwärts“ hat recht, Herr von Boladowitsch hat uns mit diesem Erlaß eine Waffparole gegeben, die bei den nächsten Wahlen die ganze Arbeiterklasse um das Banner der Sozialdemokratie scharen muß. Wir sind gespannt, welches fälschliche Schlagwort man aus diesem Erlass heraus destillieren wird, um es als Waffparole zu gebrauchen! Etwa die Ueberschrift, die „Vorwärts“ jener Wiedereingabe der Boladowitschschen Anfrage voransetzte: „Arbeitswilliger, kein Arbeiterschutz!“ — Es ist erklärlich, daß dem sozialdemokratischen Parte, welches zwar für die Vergebung der Arbeiter zum Abscheu hat, die weitestgehende Freiheit der Agitatoren verlangt, dafür aber diejenigen Arbeiter, welche sich gegenüber solchen Neuzugewinnungen die Freiheit der Entscheidung und des Handelns wahren wollen, dem ärgsten Terrorismus ausgesetzt sehen will, die Aussicht auf ein gefahrloses Vorgehen im Sinne der von dem Reichsamt des Innern geäußerten Anregung außerordentlich unerwünscht ist.

den letzten unliebsamen Vorfall noch referierter geworden ist, als bisvort.

\* Der deutsche Reichshof in Paris, Graf Münster, hat sich am Sonnabend nach Berlin begeben, um an dem Reichsamt theilzunehmen. Während seiner Anwesenheit führt Reichsamtstath v. Helwig die Geschäfte der Reichshof.

\* Nach vielen Informationen befindet es sich, daß der Präsident der Bodens- und Kommunalredaktion Dr. Petri, der von 1887 bis 1893 Erzbischof im Reichstage vertrat, zum Unterstaatssekretär für Justiz und Kultus ernannt worden ist an Stelle des bisherigen Unterstaatssekretärs Hauffa, der zum Präsidenten des Oberlandesgerichts Colmar ernannt worden ist.

\* Der Generalmajor v. Soltz-Baldow, der frühere Oberstallmeister des Kaisers, ist, mehreren Väteren zufolge, in Konstantinopel eingetroffen, wo er angeblich wieder eine höhere Stellung erhalten soll.

\* Das Staatsministerium trat am Sonnabend Nachmittag 2 Uhr im Dienstgebäude am Leipziger Platz zu einer Sitzung zusammen.

\* Die den „Hamd. Kor.“ aus Brüssel gemeldet wird, hätten Deutschland, Oesterreich und England die Einladung begehrt, an einer Zuckerkonferenz teilzunehmen. Hierdurch müßten die Einladungen, denen noch vor Kurzem einige Schwierigkeiten entgegenstanden, inzwischen erlangen sein. Der Ausschuß des Vereins der deutschen Zucker-Industrie hat in seiner Sitzung am 15. Januar er-folgtenden Beschlusse gefaßt:

„Der Ausschuß des Vereins der deutschen Zuckerindustrie scheidet sich in Uebereinstimmung mit seinen Abteilungen: der Abtheilung der Rohzuckerfabriken und der Abtheilung der Maschinen — einmüthig dahin aus, daß die Abfassung der Protokolle nur dann annehmbar ist, wenn gleichzeitig in allen Ländern mit Zuckerproduktion alle direkten und indirekten Steuern in Wegfall kommen. Da zu der Zeit bestehende Ungehörigkeit eine Störung des Zuckers- und Rübenmarktes hervorruft, ist von der Regierung eine bestimmte Erklärung zu verlangen, daß in diesem und im nächsten Betriebsjahre die Abfassung nicht beschränkt und daß überhaupt eine Abschaffung oder Ermäßigung der Steuern ohne eine Uebergangsfrist von mindestens einem Jahre nicht stattfinden.“

\* Von den Einzelgruppen des wirtschaftlichen Ausschusses hat am Freitag die Gruppe für Textil-Industrie unter Vorsitz des Staatssekretärs des Innern, Grafen von Boladowitsch, in Reichsamtstath, Palais Royal, zu beiden Sitzungen eine große Zahl von Sachverständigen zugezogen worden. In seiner Begrüßungs-Anrede gab der Vorsitzende der Hoffnung Ausdruck, daß die Verhandlungen des wirtschaftlichen Ausschusses zu einem die gesamteten Wirtschaftsländer befriedigenden Resultate führen möchten. Freilich seien schwierige Fragen zu lösen, deren Erörterung nur durch langwierige Verhandlungen ermöglicht werden könne: für die Arbeiten des Ausschusses müßten drei bis vier Jahre in Aussicht genommen werden. Ueber die Verhandlungen selbst ist folgendes zu berichten:

Für die Ausfüllung der Fragebogen konstatirt man die Berufsgenossenschaften zur Unterstützung herangezogen, welche ihrerseits ihre Mitglieder um Auskunft anzufragen haben würden. Verschiedene Mitglieder der landwirtschaftlichen Gruppen schienen Frage darüber, daß die industriellen Gruppen ihre Verhandlungen einleitet führen und daß man ihnen die Einkünfte der bisher aufgestellten Entwürfe zu den Fragebogen verleihe. Man müsse daraus folgen, daß die Interessen der Landwirtschaft bei den Erhebungen des wirtschaftlichen Ausschusses nicht genügend gewahrt würden. Die Entscheidung über diese Beschwerden ist bis auf Weiteres vertagt worden.

\* Es hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, den Stromaufsichtsdienst an den wichtigeren Wasserfällen durch Anstellung von technisch gebildeten mittleren Beamten zu verbessern. Diese Beamten, die die Besichtigung „Wasserbauwerke“ führen und nach Abfertigung der Vorberichtigungsarbeiten eine technisch-praktische Prüfung abgelegt haben, sollen den akademisch gebildeten Lokalbeamten in den minder wichtigen technischen Geschäften des Aufseherdienstes, insbesondere bei den laufenden Unterhaltungsarbeiten, bei Beaufsichtigung kleinerer Bauten, Aufstellung einfacher Bauentwürfe und dergleichen eine wirksamere Unterstützung gewähren, als sie bisher durch die der Unterbeamtenklasse angehörenden Strommeister geleistet werden konnte. Die Anforderungen an die Kenntnisse und Fähigkeiten der Wasserbauwerke sind so gestellt, daß diese im Stande sein werden, in gewissen Umfang die Thätigkeit von Landmeistern und Regierungs-Bauemeistern zu ersetzen; bisher mußten technische Kräfte der letzteren beiden Beamtenklassen vielfach auch für minder wichtige Geschäfte zur Entlastung der Wasserbaupoststellen herangezogen werden. Im Ganzen sollen 129 Stellen für Wasserbauwerke errichtet werden, von denen im Staatsausgahalt für 1898/1899 zunächst 65 Stellen ausgeschafft sind.

\* Die bayerische Kammer der Reichsräthe nahm die dem Antrage des Abgeordneten Dr. Wagner entsprechende Beschlüsse der Abgeordnetenkammer an, die Regierung möge im Bundesrathe dahin wirken, 1. daß sofort a) die gemachten Transatlantiker aufgehoben und die Postfreibriefe gänzlich befreit werden; b) die Ausfuhrerzeugnisse für Maschinenprodukte den thätigsten Ausbeuteverhältnissen möglichst angepaßt werde. — Vor einiger Zeit verstarb, daß die bayerische Regierung in Rücksicht auf einige wenige Großgrundbesitzer ein Gegner der Beilegung des ginsigen Postfreibriefes sei. — Nachdem nun beide Kammern des Königreichs sich für entsprechende Maßnahmen erklärt haben, wird voraussichtlich die bayerische Regierung und damit dann nicht wie bisher die einstige Mehrheit des Bundesrats, sondern eine faste Mehrheit für die Aufhebung sein.

\* Die „Berl. Polit. Nachr.“ bemerken, es liege nicht in der Absicht

Deutsches Reich.

\* Gestern fand im königlichen Schlosse zu Berlin auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs die Feier des Kronungs- und Ordensfestes statt, zu welcher sich die in Berlin anwesenden Personen, denen der Kaiser Orden und Ehrenzeichen verlieh, im Schlosse versammelten, wo ihnen von der Generalordenskommission im Auftrage des Kaisers die für sie bestimmten Dekorationen überreicht wurden. Nach dieser Cerimonie fand in der Schloßkapelle Gottesdienst statt, an welchem auch der Kaiser, nachdem ihm die neu ernannten Ritter und Inhaber von Orden vorgestellt worden waren, und die Prinzen und Prinzessinnen theilnahmen. Die Kaiserin blieb aus Gesundheitsrücksichten der Feier fern. Nach Beendigung des Gottesdienstes begab sich der Kaiser mit den Prinzen und Prinzessinnen nach der Brandenburgerischen Kammer und darauf zur Tafel, nachdem die Eingeladenen im Weißen Saal, in der Bildergalerie und den angrenzenden Gemächern bereits ihre Plätze eingenommen hatten. Die Kaiserin Friedrich nahm an der kirchlichen Feier und an der Tafel Theil. Der Kaiser brachte bei dem Diner einen Toast auf das Wohl der neuen und der älteren Ritter aus.

\* Der Kaiser feierte am Sonnabend Abend von der Hofjagd in Rudow nach Berlin zurück. Bei der Jagd wurden in beiden Triben insgesamt 760 Hain geschossen. Die Hälfte hiervon brachte der Kaiser zur Strecke. Nach der Jagd begab sich der Kaiser nach dem Dienstgebäude des Militärministers in der Behrenstraße, wo das aus 25 Bedienen bestehende Jagdpersonal in dem Societät der Dienstwohnung des Generals v. Hahnke eingenommen wurde.

\* Die Kaiserin wird mit Beginn des Frühlings auf einige Zeit einen südländlichen Kurort aufsuchen.

\* Die Kaiserin Friedrich empfangt am Sonnabend des Reichstages, des Reichstages, des Reichstages und des Abgeordnetenhauses.

\* Zur Ergänzung der letzten Nachrichten über das Verhalten des Fürsten Bismarck entnehmen wir der „Berl. Völk.-Ztg.“ Folgendes:

„Oberheimath Dr. Schweringer befindet sich, wie wir erfahren, wieder in Friedrichshagen, obgleich der Gesundheitszustand des Fürsten Bismarck hierzu keinen befördernden Anlaß bietet. Demnach erfordert das Befinden des Fürsten der momentanen Lage der mangelnden Bewegung, eine ständige ärztliche Beobachtung. Es ist jetzt doppelt schwer, irgendwo verlässliche Nachrichten zu erhalten, da man in der Umgebung des Fürsten durch

An letzter Zeit ist in der Tagespresse und Fachliteratur wie in Vereinsversammlungen die Frage lebhaft erörtert worden, ob nicht angängiger der durch die Arbeiterbewegung der letzten Jahre geleisteten Erfahrungen von der Gewerbeordnung ein erhöhter Schutz gegen Mißbrauch der durch § 152 der Gewerbeordnung gemäßigten Koalitionsfreiheit zu verlangen ist.

Dabei sind mehrfach Bestimmungen für erforderlich erklärt worden, wie sie seitens der verbündeten Regierung im Jahre 1890 in dem Entwurfe der Gewerbe-Ordnung's Novelle (Reichstags-Drucksache 1890, Nr. 4) zur Erweiterung und Veräufserung der Straf-Bestimmungen des § 153 a. d. v. vorgeschlagen, damals aber vom Reichstage mit erheblicher Mehrheit, zum Theil aus Bedenken grundsätzlicher Art, abgelehnt worden sind. Bei der Wichtigkeit der Sache scheint es geboten, an der Hand der bisherigen Erfahrungen diese Frage einer nochmaligen Erörterung zu unterziehen und dabei insbesondere zu prüfen, ob sich nicht das Bedürfnis herausgestellt hat, bei Arbeiterausständen den arbeitswilligen Personen gegen Verdrängung und Ein-schränkung der seitens der Ausständigen oder anderer für diese eintretenden Personen einen kräftigeren Schutz als bisher zu leisten.

Erhebungen hierüber gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte dürften ein wertvolles Material um deswillen erwarten lassen, weil die letzten Jahre, namentlich 1896 und 1897, an Ausständigen und Auspersperungen verschiedenen Gewerbebezügen besonders reich waren. Das ... Ministerium befreit sich nicht hiernach um eine gefällige vertrauliche Aeusßerung über die nachstehenden Fragen zu erlauben:

- 1) Ist gegenwärtig eine Wiederaufnahme der in der Gewerbe-Ordnung-Novelle Jahre 1890 zu § 153 vorgeschlagenen Verbesserungs-Vorläge geboten, und zwar sowohl zur Erweiterung der strafrechtlichen Bestimmungen, als auch zur Veräufserung des in Anwendung zu bringenden Strafmaßes. Welche insoweit hervor-getretenen Erörterungen sprechen besonders für ein solches Vorgehen?
2) Ist es häufiger unternommen worden, Arbeiter durch Anwenden körperlichen Zwanges, durch Erdrückung, Erzwangungen oder Verursachungen zur Einstellung der Arbeit zu bestimmen oder an der Aufnahme oder Fortsetzung der Arbeit zu hindern, ohne daß es sich dabei nachweisbar um Verdrängung und Ver-einigungen der im § 152 bezeichneten Art handelte? Sind gleiche Verdrängungen gemäht worden hinsichtlich verschiedener Gewerbe-Bezüge auf Arbeitgeber, sei es, um sie zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder um sie an der Annahme solcher zu hindern?
3) Konnte in betraglichen Fällen eine Bestrafung nach den allge-meinen Strafgesetzen stattfinden oder mußte eine Bestrafung unter-nehmen, weil der ausübende Zwang nicht eine Verdrängung zum Zwecke hatte und aus diesem Grunde § 153 der Gewerbeordnung unanwendbar war?
4) Hat sich das in § 153 vorgesehene Strafmaß als aus-reichend erwiesen, um auch schwerere Fälle der dort bezeichneten widerrechtlichen Einmischung auf Anders zur Durchführung von Arbeitsentscheidungen, Auspersperung u. s. w. auszureichen zu können?
5) Waren in den letzten Jahren häufig Arbeitsentstellungen mit Kontraktbruch der Arbeiter verbunden und war in solchen Fällen vorher zur Einstellung der Arbeit öffentlich aufgefordert worden? War eine Bestrafung nach § 110 des Strafgesetzbuches unmöglich? Ist von einer Strafverpflichtung gegen die öffentliche Aufforderung zur Arbeitseinstellung, insbesondere wenn diese wider-rechtlich ist, eine Einschränkung der Strafe und des Kontraktbruchs zu erwarten?

II. Sind, abgesehen von den in der Novelle von 1890 zu § 153 enthaltenen Vorlägen, weitere gesetzliche Maßnahmen in Aussicht zu nehmen, um bei grundsätzlicher Aufrechterhaltung der Koalitionsfreiheit der Anwendung erlaubter Mittel zur Durch-führung der Rämpfe um Lohn- und Arbeits-bedingungen entgegenzutreten? Welche Vorläge können in dieser Beziehung gemacht werden?













[Nachdruck verboten.]

**Das Wrack des Grosvenor.**

18]

Roman von Clark Russell.

Die Tageshelle verbreitete ſich mehr und mehr. Der aus dem Süden wehende Wind war ſtark. Das Schiff, welches eine kaum nennenswerthe Fahrt machte, ſchaukelte auf den ſich überſtürzenden Wogen. Der Wind verlor bald ſein drohendes Ausſehen und ließ mehr auf gutes Wetter ſchließen.

Der Zimmermann rief mich jezt, und ich begab mich wieder zu den Leuten.

„Wir ſind nun Alle einig, Mr. Royle,“ ſagte er ziemlich höflich; „unſere Wahl iſt auf New-Orleans gefallen. Im Golf von Mexiko ſcheitern eine Menge Schiffe, wie ich habe ſagen hören, warum alſo wir nicht auch?“ lachte er, „und wenn wir da alſo noch etwa fünfzig Meilen von der Küſte ab ſind, werden Sie uns das ſagen und uns die Richtung auf den Miſſiſſippi zeigen. Wenn das geſchehen iſt, dann wollen wir Sie nicht länger bemühen.“

„Wie iſt jezt die Richtung?“ fragte ich den Mann am Steuer.

„Süd-Weſt,“ erwiderte er.

„Nimm Süd-Weſt bei Weſt!“ befahl ich.

„Wie iſt unſer direkter Kurs nach New-Orleans?“ fragte der Zimmermann argwöhnlich.

„Warten Sie einen Augenblick, ich will es Ihnen auf der Karte zeigen,“ antwortete ich und ich ging herunter, um dieſelbe aus der Kapitänſ-Kajüte zu holen.

„Steward!“ rief ich.

„Hier, Sir,“ wimmerte der vor Angſt halb Todte.

„Tröſte Dich, es wird Dir nichts geſchehen.“

„Möge Gott im Himmel Sie ſegnen!“ ſchrie er wie toll vor Freude, indem er auf mich zuſprang.

„Bleib mir vom Leibe!“ rief ich, denn ich dachte, er wollte mich umarmen. „Komm wieder zu Verſtande, Menſch, und laß Dich nicht ſehen, bis ich Dich ruſe.“

Etwas Betteſeres hätte ich nicht ſagen können, um ſeinem übermäßigen Freudentaumel Einhalt zu thun, denn er verſtoch ſich ſofort wieder in ſeinen Winkel.

Da es hier unten noch dunkel war, machte ich Licht und fand nach kurzem Suchen die Karte, auf welcher der Kurs des Schiffes bis zum Mittag des vorigen Tages durch Nadeln bezeichnet war. Ich nahm ſie auf Deck, breitete ſie dort auf dem Oberlicht aus und zeigte den Leuten die Stelle, wo wir uns jezt befanden.

„Unſer Kurs,“ ſagte ich, „iſt Süd-Weſt bei Weſt. Sind Sie nun befriedigt, Mr. Stevens?“

„O, ich denke, es iſt Alles richtig,“ entgegnete er.

„Ruder auf! Hiert die Leebraſſen!“ rief ich. Beide Befehle waren kaum gegeben, als die Leute auch ſchon luſtig davonſprangen und an die Arbeit gingen.

Nach wenigen Minuten hatten ſich die ſtehenden Segel gerundet.

„Vor- und Groß-Bramſegel los!“ befahl ich dann weiter, und während die Leute ins Takelwerk ſtiegen, die Segel zu löſen, wandte ich mich an den Zimmermann, der mit dem Hochbootſmann bei mir geblieben war, und ſagte:

„Ich werde das Schiff ganz nach Ihrem Wuſch bis auf fünfzig Meilen an den Miſſiſſippi heranbringen, erwarte aber, daß auch Sie und die Leute die mir gegebenen Zuſagen halten.“

„Ja doch, ja,“ brummte er mürrisch; „wir haben genug verbrochen, zu viel, ſchäße ich, wenn auch im Grunde nicht mehr, als die Lumpenhunde verdient haben, für Sie iſt das aber die ſicherſte Bürgſchaft uns gegenüber, denn natürlich iſt unſer einziger Wuſch, ſo ſchnell als möglich aus dieſem verfluchten Schiff herauszukommen.“

„Das ſoll geſchehen, wenn mir in allen Stücken Gehorſam geleistet wird.“

„In dem Punkt werden Sie ſich nicht zu beklagen haben, ſo lange Sie uns Treue halten.“

„Auch über die Kajütenvorräthe wollte ich noch mit Ihnen ſprechen,“ fuhr ich fort. „Wenn Sie meinem Rath folgen wollen, ſo laſſen Sie den Steward dieſelben in der herkömmlichen Weiſe vertheilen, damit ſie reichen, andernfalls könnte es ſich leicht ereignen, daß ſie verzehrt ſind, ehe die Reiſe zu Ende iſt. Betreffs der Spirituoſen möchte ich bitten, mir die Ver-  
ausgabe derſelben zu überlaſſen.“

„Und welche Nation würden Sie gedenken uns zu ſetzen?“ fragte er.

„Darüber würde mir Ihr Rath erwünſcht ſein,“ entgegnete ich.

Dies hieß den Spieß umdrehen. Er kam in Verlegenheit, nahm die Mütze ab und kratzte ſich hinter den Ohren.

„Na, drei Maß den Tag, was meinen Sie?“

„Sehr gut,“ ſagte ich, „aber wird es dabei bleiben?“

„Nun, ich ſchäße, daß wir damit den Tag ſchon auskommen können.“

„Und Sie verbürgen ſich, daß der Steward vor jeder Gewaltthätigkeit ſicher iſt, während er die Rationen vertheilt?“

„Maats!“ rief er da plötzlich den Leuten zu, die damit beſchäftigt wären, die Bramſegel anzuholen, „werden drei Maß Rum täglich uns am Leben erhalten?“

„Sollen wir ſie alle auf einmal bekommen?“ fragte Einer.

„Nein,“ erwiderte ich, „in drei Portionen.“

„Nun alſo, Jungens, laßt hören, wie Ihr darüber denkt,“ rief der Hochbootſmann.

Ein junger Leichtmatroſe ſchrie: „Drei Maß ſind nicht genug,“ aber einer der älteren Matroſen drehte ſich nach ihm um und fuhr ihn an: „Was, Du Seekrebs, wo willſt Du denn all den Rum hinverſtauen? Antworte nicht für Leute, die das beſſer verſtehen, oder Du kannt

Eins befehen, daß Du Rad schlägst. Es ist genug!" rief er uns zu.

„Da hast Du Recht,“ stimmte der Zimmermann bei. „Das meine ich auch.“

In diesem Moment fielen die Bramsegel nieder; ich befahl nun das Anholen derselben, und die Rumfrage war erledigt.

Neuntes Kapitel.  
Meine Schützlinge.

Da die Leute die ganze Nacht auf den Beinen gewesen waren, rieth ich dem Zimmermann, ihnen zu sagen, daß die Wachen nicht geändert würden und die Freiwache sich deshalb schlafen legen solle.

Wie mir schien, forderten einige Leute Rum; der Zimmermann wies sie jedoch ab, indem er sagte, daß bis zum Frühstück kein solcher ausgeheilt werden würde, und wenn sie noch lange davon redeten, würde er die Fässer anbohren und auslaufen lassen. Wenn sie anfangen wollten zu trinken, so würde es nicht lange dauern, bis das Schiff in Noth gerieth. Dann könnte ein anderes Schiff sich ihrer bemächtigen und sie Alle miteinander nach England schleppen, und was sie dort erwartete, das wüßten sie ja.

Solche Worte aus dem Munde des Mannes, welcher ihr Rathgeber und Führer bei der Meuterei gewesen war, verfehlten ihre Wirkung nicht, und diejenigen, welche Rum gefordert hatten, wurden von ihren Maats sehr schnell zur Vernunft gebracht.

Die Furcht vor einer Möglichkeit, wie sie der Zimmermann geschildert hatte, war so groß, daß, wenn in diesem Augenblick einer den Vorschlag gemacht hätte, alle Rumfässer über Bord zu werfen, die meisten zugestimmt hätten und die Sache ausgeführt worden wäre.

Während der Zimmermann sich in dieser Angelegenheit mit der Mannschaft beschäftigte, benutzte ich seine Abwesenheit, um dem Hochbootsmann einige Fragen über die Meuterei zu stellen und ihn über das Vorhaben der Leute auszuforschen, welches der Zimmermann verschwiegen hatte. Der Hochbootsmann, welcher im Grunde ein ehrlicher Mensch war, erklärte, daß er keine Ahnung von dem seitens des Zimmermanns geheim gehaltenen Plan hätte, versprach mir aber, Johnson oder Andere, die darum wüßten, auszuholen und, wenn er etwas erfahren hätte, es mich wissen zu lassen.

Er sagte mir, daß er sich an der Meuterei habe theilnehmen müssen, um sein Leben zu erhalten, denn die Leute hätten ihn immer in Verdacht gehabt, daß er es mit dem Kapitän hielte. Jetzt verfolgte ihn fortwährend der Gedanke, wie die ganze Sache enden solle. Wenn er es irgend einrichten könne, sich von den Leuten zu trennen, so würde er es thun; das Schiff zu verlassen und in offenen Booten nach dem Lande zu steuern, wie es die Absicht sei, schloß die Gefahr nicht aus, unterwegs in irgend einer Weise angehalten zu werden. Sollten die Boote aber auch das Land ungehindert erreichen, so wäre Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Leute, nach ihren Schicksalen und allen Umständen befragt, sich zum großen Theil durch ihre Antworten verdächtig machen würden.

Hier wurde unsere Unterhaltung durch den Zimmermann unterbrochen, welcher kam, um mich aufzufordern, die Wache zu übernehmen, damit er und der Hochbootsmann sich zu Bett legen könnten, er wenigstens wäre wie zerschlagen und zu keiner Arbeit fähig, bis er ausgeschlafen hätte.

Es war jetzt voller Tag, der Osten erfüllt von der Pracht der aufgehenden Sonne. Ich entdeckte windwärts ein Segel, welches nach Osten steuerte. Durch das Glas erkannte ich, daß es ein kleiner Topfegel-Schoner war, aber da wir bei

früher Brise gute Fahrt machten, verlor ich ihn bald aus dem Gesicht.

Der Anblick dieses Schiffes veranlaßte mich jedoch, über meine Lage nachzudenken. In welchem Lichte mußte ich erscheinen, welche Behandlung würde mir zu Theil werden, wenn ich die Geschichte dieser Meuterei erzählte, vorausgesetzt, ich erreichte überhaupt noch jemals das Land. Doch diese Sorge stand vorläufig in zweiter Linie, das, was mich gegenwärtig am meisten beschäftigte und ängstigte, war der Gedanke, was die Leute mit mir anfangen würden, wenn ich sie an die von ihnen erwünschte Stelle gebracht hätte. Es war kaum denkbar, daß sie mir, dem Zeugen ihrer mörderischen Thaten, gestatten würden, mein Leben zu retten. Möchten sie mir augenblicklich theuern, was sie wollten, Vertrauen darauf konnte ich nicht haben. Sie waren und blieben Verbrecher, von denen ich nichts Anderes erwarten konnte, als daß sie mich ohne jedes Besinnen mit kaltem Blute morden würden, wenn die Ausichten auf ihr Entkommen sich durch meinen Tod verbesserten. Ebenso war ich fest überzeugt davon, daß ich das Schicksal Corons und Duckings getheilt haben würde, wein sie nicht einer Person bedurft hätten, welche die Schiffsführung verstand und geeignet war, sie aus den Gefahren herauszubringen, in denen sie sich nach Verübung ihrer Thaten befanden.

Meine Aufregung war größer, als ich eingestehen mochte. Ich entwarf im Stillen alle möglichen und unmöglichen Pläne zu meiner Errettung aus dieser Drangsal, immer aber im Hinblick auf die beiden Schiffbrüchigen.

Einen Augenblick dachte ich daran, den Hochbootsmann ins Vertrauen zu ziehen, im Geheimen Lebensmittel in eins der Boote zu verstauen, eine Gelegenheit abzuwarten und mich mit ihm und unsern Passagieren im Schutz der Nacht davon anzustellen. Dann wieder erschien es mir besser, durch ihn die Stimmung der Leute sondiren zu lassen, um zu erfahren, ob einige darunter wären, die sich auf unsere Seite stellen würden, wenn wir zu den Waffen griffen und es auf einen Kampf mit dem übel gesinnten Theil der Mannschaft ankommen ließen.

Einen Augenblick dachte ich auch daran, sie in dem Kurs des Schiffes zu täuschen und plötzlich in einen Hafen einzulaufen. Das war aber natürlich eine ganz überflüssige Idee, denn sie war absolut unausführbar.

Um die Mannschaft sehen zu lassen, daß ich meinem Dienst ganz wie früher oblag, verließ ich das Deck nicht, bis es sechs Uhr war. Der Morgen war um diese Zeit sehr schön, die Brise duftig und warm und das Wasser so blau wie der Himmel.

Als ich in die früher von mir bewohnte Kajüte ging, um den Zimmermann zu wecken, fand ich ihn mit den Stiefeln an den Füßen auf meiner Matratze liegend und eine mir gehörige Pfeife in der Hand. Ich sagte ihm, das Schiff könne jetzt alle kleinen Segel tragen, und rieth ihm, diese zu setzen. Er stieg in ziemlich guter Laune von der Britsche und ging durch die große Kajüte. Als er im Begriff stand, die Treppe hinaufzusteigen, fragte ich ihn, ob er jetzt wohl den Steward sehen wolle, um mit diesem über die Kajütenvorräthe zu sprechen, es wäre mir lieber, sagte ich, wenn er dem Manne die nöthigen Befehle ertheilte, da ihm die Wünsche der Leute am besten bekannt wären. Die Wahrheit war aber, daß ich ihm so viel als möglich Verantwortung aufbürden wollte, um jede Unzufriedenheit mit meiner Leitung der Geschäfte thunklichst zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)





## Gesunde Wohnungen.

In den letzten Jahrzehnten hat man der Hygiene des Wohnhauses seitens der Wissenschaft eine große Aufmerksamkeit widmend, deren segensreiche Folgen sich ganz besonders in unseren Großstädten in erfreulicher Weise bemerkbar machen. Zustände, wie sie noch vor einem halben Jahrhundert in den Wohnhäusern der großen Städte herrschten, sind heute einfach undenkbar. Die Zeit, wo das Haus nur eine dunkle Treppe hatte, von der aus man direkt in die Zimmer ging, während die Mägde das Wasser aus dem Hof hinauf und die Schmutzeimer hinuntertrugen, wo man keine Waschküche kannte und die Wäsche zur Freude der Passanten theils auf dem Flur, theils in der Wohnung selbst abmachte, wo kein Bad im Hause war, ist gottlob vorüber, und selbst eine moderne Mittelwohnung weist heute einen Hofkloset, Wasser- und Gasleitung, Bad, Entrees, Vorder- und Hintertreppen zc. auf, das man nach in 40er Jahren nicht ahnte.

Zimmerhin bleibt noch Vieles auf diesem Gebiete zu wünschen übrig, und wieder hat ein Berufener, Erwin von Esmarch, Professor an der Königsberger Universität, das Wort zu diesem Thema ergriffen und in einer interessanten Schrift\*) beherzigenswerthe Winke für Miether und Vermiether niedergelegt. Der Verfasser hält es für eine Pflicht der Selbsthaltung, sich mit den hauptsächlichsten Grundbedingungen der häuslichen Hygiene bekannt zu machen, und bemerkt ganz richtig: „Wenn alle unsere Gymnasiasten und Realschüler in den einfachsten hygienischen Dingen so gut Bescheid wüßten wie im Griechischen und Lateinischen, würde ihnen vielleicht manche bittere Erfahrung erspart bleiben, die sie später an sich selbst oder ihrer Familie erleben müssen, um sich so allmählich und meist recht theuer erkaufen eine nothdürftige Kenntniß dessen anzuzweigen, was eigentlich jeder erwachsene Mensch heut zu Tage von vornherein wissen sollte.“ Nach seiner Ansicht giebt es in unseren großen Städten leider verhältnißmäßig nur wenige Wohnungen, die ganz den hygienischen Anforderungen entsprechen, aber er betont auch das Bestreben der Hausbesitzer an, Wandlung zum Besseren zu schaffen, und ist überzeugt, daß eine solche wesentlich durchgreifender und schneller eintritt, wenn der Miether immer wieder darauf hinweist, was an hygienischen Erfordernissen in der Wohnung fehlt.

Wir sollen beim Miethen in erster Reihe auf die Stadtgegend Rücksicht nehmen. Personun mit sitzender Lebensweise thun gut, sich eine Gegend auszusuchen, die nicht zu nahe bei dem Ort ihrer Beschäftigung liegt, da für sie ein ihnen durch die Wohnung auferlegter täglicher Zwangspaziergang große gesundheitliche Vortheile hat. Sind Kinder im Hause, so wird die mehr oder weniger entfernte Lage der Schule eine nicht unbedeutende Rolle spielen, und auch die Nähe eines den kleineren Kindern zugänglichen Spielplatzes wird berücksichtigt werden müssen. Nervös angelegte Naturen werden gut thun, die Nachbarschaft eines Kirchhofes oder Krankenhauses zu vermeiden, da ihnen sonst ihre Wohnung sehr bald verleidet werden kann. Auch die Nähe rauchender Schornsteine von Fabriken und Zentralheizungen ist ebenso unangenehm wie die Nähe von Gerüchten, die üble Gerüche verbreiten. Eine Wohnung in einem Neubau hat zweifellos große Annehmlichkeiten. Abgesehen davon, daß man häufig in der Lage sein wird, sich die Defen, die Tapeten, die Anstriche der Thüren, die Kucheinrichtung zc. ganz nach eigenem Wunsch auszuwählen zu können, wird Vielen der Gedanke angenehm sein, eine Wohnung zu beziehen, in welcher noch kein Bormohner gehaust, krank gewesen oder vielleicht gar gestorben ist. Aber es stehen diesen Annehmlichkeiten und Vorzügen denn doch häufig auch recht große Nachteile entgegen, auf deren etwaiges Vorhandensein jedenfalls vor dem Miethen der Wohnung geachtet werden sollte. Wenn gleich ein kaum ganz zu vermeidender Fehler einer neuen Wohnung ihre Feuchtigkeith ist, so läßt sich derselbe doch ziemlich leicht so weit verringern, daß er für den ersten Bewohner des Hauses jedenfalls keinen gesundheitlichen Nachtheil mehr im Gefolge zu haben braucht und der Name „Trockenwohner“ seine sonst gefürchtete Bedeutung verliert. Trotzdem kann nur Jedem, der in einem Neubau einzuziehen gedenkt, dringend gerathen werden, sich vorher nach Möglichkeit zu unterrichten, ob nicht die Wohnung noch zu feucht ist. Welche Erscheinungen dabei zu Tage treten, ist ja jedem Menschen mehr oder weniger be-

kannt. Am zweckmäßigsten wird man einen Neubau, der im Frühjahr im Rohbau fertiggestellt wurde, im Herbst beziehen. Es ist dann der lange warme Sommer unmittelbar vorhergegangen, und wird man immer darauf rechnen können, daß ein großer Theil der in den Wänden steckenden Feuchtigkeit während dieser Zeit aus denselben entwichen ist. Allerdings wird man gut thun, nach dem Beziehen der Wohnung etwas früher als sonst mit dem Heizen zu beginnen. Ein erst im Herbst fertig gewordenes Haus soll man freilich erst im Frühjahr beziehen, nachdem man vorher die leeren Zimmer möglichst lange hat heizen lassen. Falsch ist es aber, dabei in solchen Räumen einen permanenten Zug zu entwickeln, weil bei gewöhnlicher Ofenheizung dann die Wände nicht warm werden; die Luft darf erst wieder aus den Räumen hinausgelassen werden, wenn sie vollkommen erwärmt ist.

Beim Beziehen von alten Wohnungen, die dem üblichen Miethgebrauch zu Folge uns nur „befenrein“ übergeben werden, ist es dringend notwendig, vor dem Einzug eine recht gründliche Reinigung vorzunehmen. Es ist ja ganz natürlich, daß sich in einer Wohnung im Laufe der Jahre eine große Menge von Staub und Schmutz anhäuft, die zwar zum Theil durch periodische gründliche Reinigungen wieder daraus entfernt werden kann, zum Theil aber auch so verborgen sitzt oder so fest haftet, daß ihr so ohne Weiteres nicht beizukommen ist. Dieser Schmutz ist glücklicher Weise zum weitaus größten Theile für die Bewohner des Zimmers nicht gefährlich, aber es giebt doch auf der anderen Seite leider auch solchen, von dem man gerade das Gegentheil behaupten muß, und diesen möglichst zu vermeiden, sollte eine der Hauptbestrebungen des neuen Miethers sein.

Eine besondere Sorgfalt sollen wir den Schlafräumen widmen, in denen wir ja einen großen Theil unseres Lebens zubringen. Das wird leider gerade in Deutschland so selten beachtet. Was die Größe der Schlafräume betrifft, so sind als kleinstes Luftmaß für ein Kind unter zehn Jahren fünf Kubikmeter Luft zu rechnen, für jeden Menschen über zehn Jahre wenigstens zehn Kubikmeter. Eine große Rolle spielt auch in gesundheitlicher Beziehung das Licht in unseren Wohnungen und wir sollen bezüglich dieses Punktes beim Miethen eine ganz besondere Vorsicht walten lassen. Eine leer stehende Wohnung z. B., die an einem hellen Tage besichtigt wird, kann in allen ihren Theilen genügend erhellt erscheinen; wenn dieselbe aber bezogen ist, Gardinen und Portiären angebracht, Möbel aufgestellt sind, sieht sich die Sache plötzlich ganz anders an, und namentlich Räume, welche nur indirektes Licht bekommen, wie z. B. in vielen Wohnungen die Korridore, sind dann so dunkel, daß sie ständig oder vielleicht nur mit Ausnahme sehr heller Tage künstlich beleuchtet werden müssen. Man lasse sich also in der Beziehung beim Besichtigen der Räume nicht täuschen.

Aber nicht allein Licht sollen uns unsere Fenster zuführen, sondern auch frische Luft, letztere allerdings nur dann, wenn wir solche wünschen oder nöthig haben. So ist denn eine Hauptbedingung, die wir an die Fenster stellen müssen, daß sie sich leicht und bequem öffnen lassen, aber ebenso müssen sie auch den Luftzug abhalten, wenn sie geschlossen sind. Doppelfenster sind besser als einfache, sie sind für städtische Wohnungen stets als wünschenswerth, ja häufig geradezu als nothwendig zu bezeichnen. Sie haben vor den einfachen vor Allem den Vorzug voraus, daß sich weniger Eisblumen und Schweißwasser auf ihnen bildet, indeßen sollte in jedem Falle ein Gefäß für schmelzendes Eiswasser oder Schwigwasser unter dem Fensterbrett angebracht sein, um das lästige und ungesunde Nahwerden der Fensterbänke und der darunter liegenden Wandtheile zu verhindern.

Was der Verfasser über die Bekleidung der Wände, das außerordentlich wichtige Thema der Heizung und Beleuchtung, über die Badezimmer, die Klosetfrage zc. mit großer Sachkenntniß ausführt, ist so interessant und lehrreich, daß wir allen Interessenten, Miethern wie Vermiethern, nur den dringenden Rath geben können, sich durch Anschaffung des werthvollen Büchleins einen hygienischen Rathgeber beizulegen, der sich in zahlreichen Fällen als außerordentlich nützlich erweisen wird.

\*) Hygienische Winke für Wohnungsuchende. Von Dr. Erwin von Esmarch. Berlin, bei Julius Springer, 1897.

# Allerlei.

**Die entschleierte Dame.** Eine adelige Dame ist in Verbindung mit dem Eiterhazy-Prozesse bekanntlich am Mittwoch in Paris verhaftet. Der „Köln. Biz.“ wird darüber Folgendes geschrieben: Allerdings, adelig war sie schon, insofern sie einst den Vikonte Guy de Souffron d'Abbas geheiratet, und mit dem Prozeß stand sie auch in Verbindung, insofern sie sich für die verschleierte Dame ausgegeben, die dem Kommandanten Eiterhazy an der Alexanderbrücke oder auf Montmartre das rettende Schriftstück in die Hand gedrückt. Als solche ward sie in Lyon und später in Paris vernommen. Aber eine Dame war sie nicht, sondern eine Abenteuerin, die sich als Halbweiblerin einen bekannten Namen gemacht, seiner Zeit eine Dampfnacht im Preise von 600 000 Franken besaß, jetzt aber wegen Erpressungsversuchen hinter Schloß und Riegel sitzt. An der Geschichte solcher Persönlichkeiten sieht man wieder, wie die Wirklichkeit an Romanstoffen fast reicher ist, als die fruchtbarste schriftstellerliche Einbildungskraft. Die Vikontesse war persönlich begabter, beherrschte förmlich die Menschen und besonders die Männer mit ihrer beidseitigen Lebenswürdigkeit; auch hüteten Alle in ihre Nege, vom bürgerlichen Finanzmann bis hinauf zur höchsten Aristokratie. Und diese Circé, der ein Vikonte seine Hand und seinen Namen gab, stammte aus einer kleinen Kneipe im Fura, trug den gemeinen Namen Chabout und erhielt ihre Jugend-erziehung inmitten ihrer Fuhrmannsumgebung. Fortgesetzt und vollendet ward diese Erziehung in dem benachbarten Lyon bei einer Halbweiblerin, die der kleinen Bäuerin die feinen Manieren beibrachte, und schließlich dann, als sie flüchtig geworden, landete sie in Paris. Dort spielte sie ihre Rolle sofort mit einer solchen Virtuosität, daß der Vikonte Guy de Souffron d'Abbas, begaubert von ihrem Wesen, sie heirathete. In dessen die Abenteuerin steckte ihr im Hute. Das eheliche Leben behagte ihr nicht, und als der Vikonte ihr Vorstellungen machte, antwortete sie mit Neivolverschüssen. Der Vikonte verließ sie darauf, starb sogar angeblich, und sie hatte, was sie wünschte, einen klingenden Namen, Wittwenfreiheit, ihre Jugend und Schönheit und ein Heer von Anbetern. Die verschiedenen Wohnungen, die sie hier innegehabt, wissen von deren Origin zu erzählen; im Uebrigen aber wertheilte sie weisse ihren Aufenthalt auf Paris, Havre, Lyon und die Riviera. In dessen fehlte ihr bei ihren sonstigen so glänzenden Eigenschaften die nützlichste, nämlich die Rechenkunst. Ihre Ausgaben überstiegen ihre Einnahmen, verschlangen das Vermögen ihres seligen Gatten. Eine Zeit lang schlug sie ihren Gläubigern ein Schnippchen, sie fuhr auf ihrer Yacht Jupiter ins Meer hinaus; aber auf die Dauer ließ sich eine so kostspielige Flucht nicht durchführen. Ob Eiterhazy zu ihren Füßen gelegen, läßt sich nicht ermitteln; er hat bei seiner Vernehmung jede Kenntniß ihrer Person abgeleugnet. Annehmend suchte die Vikontesse sich in die Rolle der verschleierten Dame einzulieben, die Ereignisse aber überführten sich, ehe sie die Zeit gefunden, ihre neue Rolle gründlich zu studiren. Jedemfalls gelang es ihr, einmal durch diese Rolle ihre Bede zu begleichen. Es geschah dies in der Taverne Anglaise, auf der Place Voildieu hinter der Opera Comique. Sie saß dort ab, gestattete dem Oberkellner, ihren Wagen — 1450 Franken — zu zahlen, und da der Herr, dem sie dort ein Stelldichein gegeben, nicht erschien, ließ sie sich im Cabinet particulier allein serviren, bestellte sich einen Haufen Zeitungen und vertiefte sich hinein bis 2 Uhr Morgens; und als schließlich die Rechnung im Betrage von 44 Franken zu zahlen war, entschleierte sie sich als die verschleierte Dame! In dessen, die neue Rolle stürzte sie ins Unglück. Sie erinnerte sich, daß sie einen Liebhaber besaß, der ihr einmal die Ehe versprochen, den Marquis de B.; merkwürdigerweise wachte dieser in derselben StraÙe wie Eiterhazy, in der Rue de Bienfaisance. „Ich werde es Ihnen machen, wie ich es Eiterhazy gemacht“ — so schrieb sie an diesen; sie drohte ihm nämlich, ihn als den Urheber der Schriftstücke, wegen dezer Eiterhazy fälschlich angeklagt sei, an den Pranger zu stellen. Der Marquis aber, gewitzigt durch die Erfahrungen des Dreyfus-Eiterhazy-Falles, übergab den Brief der Polizei, und so kam es denn, daß am Mittwoch sich der Polizeikommissar bei ihr einstellte, ihre Koffer durchsuchte und sie mitnahm ihrem Geliebten, einem Ex-Offizier A., verhaftete. Man wird sich noch erinnern, daß sie in Lyon und später in Paris über die „verschleierte Dame“ vernommen ward; aber so unbedeutend und hinfällig erschien ihre Aussage, daß sie in Ravarys Bericht nicht einmal eine Erwähnung fand. Gehezt von ihren Gläubigern, hatte sie ihr Wohnuna in der Rue de l'Universitö verlassen und sich in einem G-hof der Rue St. Lazare verjstet; der Polizei aber gelang es schließlich doch, ihren Aufenthalt zu entdecken. Sie stöß natürlich von Unmuth über ob der freien Einbringlinge; aber der Gefangen-arzt verrieth ihr einen beruhigenden Trank, und so ergab sie sich in das betäubende Ende ihrer höheren Laufbahn. Es ist kaum zu erwarten, daß ihr Prozeß über das Wesen der verschleierten Dame und ihre Beziehungen zu Eiterhazy irgend ein neues Licht werfen dürfte. Behauptet wird doch nun einmal, daß diese Dame einen Schnurrbart besaßen und einem Beamten des Kriegsministeriums nicht unähnlich gewesen sei. Daß aber doch irgendwo das Weib in diese Angelegenheit eingegriffen, erscheint wohl unannehmbar, wenigstens meint man hier, nur von diesem Standpunkte aus sich die Ermittlung erklären zu können, mit der Oberst Vicquart seine Untersuchungen gegen Eiterhazy betrieb.

**Barbarische Strafen auf den Antillen.** Aus Kopenhagen schreibt man: Die Aufführung eines Theaterstückes, „Der westindische Soldat“, ist von der Censur verboten worden, weil der Verfasser, ein bekannter Journalist Namens Hendrik Gawling, die auf den dänisch-westindischen Inseln noch herrschende Prügelstrafe in diesem Stücke vorkommen läßt. Dies hat dazu geführt, daß in der Presse jetzt eine eifrige Campagne für die Abschaffung jener Strafe geführt wird. Herr Hendrik Gawling unternahm vor einigen Jahren eine Reise nach den dänisch-westindischen Inseln, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Er schildert den Hergang der Prügelstrafe auf folgende Weise: Der Soldat, der sich einer groben Insubordination schuldig gemacht hat, wird mit 75 Schlägen mit spanischem Rohr auf den bloßen Rücken bestraft. Das brutale Schauspiel wird vor der Front der Kompagnie aufgeführt. Der Unglückliche wird von einem Unteroffizier ergriffen, während ein Sergeant ihn mit einem drei Fuß langen spanischen Rohre, dessen Ende mit starken Tauen umwickelt ist, auf den Rücken schlägt. Zwischen jedem Hiebe wird dem Soldaten Zeit gegeben zum Athmen. Nach Ausführung der Strafe befinden die Unglücklichen sich in einer schrecklichen Verfassung. Der Rücken bildet eine blutige Wasse. In benutzlosem Zustande wird der Mann ins Hospital geführt. Auch eine andere barbarische Strafe, die „Knebelstrafe“, wird noch gegen die Soldaten im dänisch-westindischen Heere angewandt. Ein runder Stoc, in dessen Enden eine Schnur angebracht ist, wird dem Soldaten in den Mund gesteckt. Die Schnur wird um den Nacken gelegt, und dann der Stoc herumgedreht, bis die Schnur so angepannt ist, daß die Zähne sich lösen und das Blut aus dem Munde herausfließt. In dieser Pein liegt der Soldat mehrere Stunden auf einer harten Bank, und wenn er endlich befreit wird, ist er so erschöpft, daß er keinen Laut von sich geben kann. Man fordert, daß auch diese grausame Strafe, die wegen Trunkenheit zur Anwendung kommt, abgeschafft werde.

**Der Schah und seine Haremschönen.** Der wichtigste Tag im Leben der Perserin und gleichzeitig der größte nationale Festtag Persiens ist der Tag der Frauenwahl des Schahs in jedem Jahre. Schon lange vor diesem Tage durchstreifen Abgesandte des persischen Herrschers dessen Reich nach allen Richtungen und halten Umschau unter den heirathsfähigen Töchtern des Landes. Die hoffnungsbe-rechtigten, jugendlichen Schönen hatten bereits überall im größten Staat, geschmückt mit Allem, was dazu beitragen kann, die Reize, die ihnen von der Natur verliehen sind, so viel wie möglich zu erhöhen. Denn es gilt ja, unter Vielen die Schönste zu sein, um Gnade zu finden vor den Augen des Mächtigsten aller Mächtigen. Schon zu den hundert Auserwählten zu gehören, die in jedem Jahre unter feierlichem Gepränge in Teheran selbst dem Schah zur engeren Wahl vorge stellt werden, betrachtet jede Perserin als größte Ehre. Von diesen hundert Töchtern des Landes werden aber nur fünf und zwanzig gewählt. So war auch bei der letzten Wahl ganz Teheran versammelt, um den Zug der Haremschönen zu sehen. Da waren vornehme persische Damen in prachtvollen Gewändern von goldgestickter Seide, mit Juwelen überladen, glänzende, ordnungsmächtige Offiziers-uniformen, prunkvolle Hofgewänder und phantastisch ausgeputzte Diener in großer Anzahl. Zu Beginn der Festlichkeit zichen Teheraner Militärkapellen auf und lassen schmetternde Fanfaren ertönen. Dann bemächtigt sich der erwartungsvollen Menge eine fieberhafte Erregung: Alles redt die Hälfte und will sehen, denn in diesem Augenblick erscheinen die hundert Debutantinnen in blendender Pracht. Ganz in weiße, schimmernde Seide gekleidet, von lang herabwallenden, silbergestickten Schleiern düstig verhüllt, Hals und Arme mit farbenprägenden Brillanten geschmückt, bieten die reizenden Mädchengestalten ein überraschend schönes Bild. Leise ängst kommen sie näher; Bagen in goldgestickten, himmelblauen Kostümen schreien vor ihnen her und streuen Blumen. Drei Mal macht die kleine Prozession die Runde, dann stellen sich die Jungfrauen auf ein gegebenes Trompetensignal in einer Reihe auf. Die Trompeter blasen einen Tusch, und im nächsten Augenblick senkt sich Jeder tief zu Boden vor dem kleinen, unbedeutend aussehenden Mann, der nun eiligen Schrittes mit seinem glänzenden Gefolge zwischen der Spalier bildenden Menge daherkommt. Auf ihn, den Mächtigen, dessen Wort 20 Millionen Menschen Gehör ist, richten sich jetzt alle Blicke in ehrfurchtsvoller Bewunderung. Die Uniform des „großen“ Schahs ist besät mit Juwelen. Vor der langen Reihe der mit banger Erwartung der Entscheidung entgegengehenden Schönen angelangt, ergreift ein Minister bei jedem Schritt eine kleine, zitternde Mädchenhand und läßt die Besitzerin derselben mit zurückgeschlagenem Schleier vor das Antlitz des Monarchen treten. Ein beifälliges Nicken oder verneinendes Schütteln des königlichen Hauptes — und die Sache ist erledigt. Kein Wort wird bei dieser Zeremonie gesprochen, kein freundlich lächelnder oder gar liebevoller Blick senkt sich in die schönen Mädchenaugen, und doch fallen sich die Herzen, je nachdem die Entscheidung fällt, mit überhäumender Freude oder tiefer Trauer. Mit unerschütterlichem Gleichmuth kriecht der Herrscher seine Auswahl. Persien hat die schönsten Töchter seines Landes freudig dem Erhabenen dargeboten, die königliche Laune ist befriedigt, und fünf und zwanzig glückstrahlenden Jungfrauen thun sich die geheimnißvollen Pforten des Harems auf, während die übrigen, verschmähten Schönen mit „gebrochenem“ Herzen in die Alltäglichkeit des Elternhauses zurückkehren.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensieck. Notationsdruck und Verlag von Otto Zeltz, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.